



Matthias Nawrat, **Wir zwei allein**. Roman. Nagel & Kimche, Zürich 2012. 192 Seiten, 17,90 Euro



Francesco Micieli, **Schwarzenbach. Schlaflos in Lützelflüh**. Erzählung. Zytlogge Verlag, Oberhofen am Thunersee 2012. 103 Seiten, 26 Euro

## »Einsam bist du sehr alleine...«

### Liebesroman mit Schwarzwaldatmosphäre

Von Hanna Hesse

Das Thema, welches vordergründig das Romandebüt von Matthias Nawrat bestimmt, ist wahrlich nicht neu: die Liebe – noch dazu in keiner originellen Gestalt. Der Ich-Erzähler Benz liebt eine junge Frau, Theres heißt sie. Sie finden sich, werden ein Paar, haben mit Widerständen zu kämpfen. Da gibt es die eigenen Selbstzweifel und Theres' monatelanges Verschwinden. Zudem tauchen verstreut Nebenfiguren auf: Benz' Mutter, die Stammlokal-Freunde oder Theres' Bekannter Stefano. Man ist nicht glücklich, aber nicht unglücklich genug, um sein Leben zu ändern.

Form und Inhalt sind altbekannt. Der Autor bedient sich der für die deutsche Gegenwartsprosa typischen Judith-Hermann-Parataxe, welcher man inzwischen allzu überdrüssig ist: »Am Abend sitze ich in meinem Sessel. Der Fernseher zeigt Bilder ohne Ton. Ein Mann, eine Frau.« Die deutsche Sprache kann mehr und verdient mehr. Auch das Paar ist Teil des üblichen Personals der »Generation Unentschlossen«. Theres, die naiv-ätherische Künstlerin, ist eine Kindfrau in überlangen Pullis, die sich in kurios-weltfragenden Betrachtungen verliert. Der Ich-Erzähler hat sein Studium abgebrochen und nicht recht bemerkt, wie sein Nebenjob zum Beruf wurde.

Spannend wird der Roman erst, wenn man ihn als Heimat- und nicht als Liebesroman liest. Die Atmosphäre verdichtet sich, als das Paar auf einen verfallenen Hof im Schwarzwald zieht. Fernab von jeglicher Kirschtorten-Romantik schildert Nawrat die Gegend als Ort der Geheimnisse und »Wohnstatt für die Ängste der Bauern«, wo sich an steilen Friedhofshängen Kühe die Beine brechen und tiefliegende Hausdächer die Innenräume in ewige Dunkelheit hüllen. Hier nun zeigt die schwierige Liebe ein unverwechselbares Antlitz, und Nawrat erzählt von ihrer unheimlichen Seite. Ausbrüche erlebt Benz nur mehr in surrealistischen Gedankenexperimenten und Theres in Phasen manischer Kauflust, die selbstgewählte Zweisamkeit hingegen erzeugt einen bitteren Beigeschmack klaustrophobischer Enge.

Dieses letzte Drittel macht den Roman lesenswert. Und lässt auf Weiteres hoffen – gerne mit weniger Großstadt-Sound und mehr Schwarzwald. ■■■■

## Fremdsein ist mein Job

### Und das im Emmental! Helf Gott!

Von Klaus Hübner

Jeremias Gotthelf aus Lützelflüh im Emmental (1797–1854) ist ein immer wieder liebenswerter Klassiker der Schweizer Literatur, kernig, bodenständig, unsentimental und sozial engagiert. »Es soll in drei Tagen ein Kongress zu Jeremias Gotthelf stattfinden«, heißt es zu Beginn der neuen Erzählung des Berner Dozenten und Schriftstellers Francesco Micieli, der 1956 in einem Ort mit dem wunderschönen Namen Santa Sofia d'Epiro geboren ist.

»Ich werde über ›Gotthelf und die Fremden‹ sprechen. Fremdsein ist mein Job. Ich bin der Pressesprecher der Fremdheit.« Und zugleich kommt es dem Ich-Erzähler Angelo drei schlaflose Nächte lang so vor, als müsse er nach Lützelflüh fahren, weil er dort etwas Wichtiges vergessen hat: »Eine Seele.«

Dieser Angelo war einst mit seinen Eltern aus Italien eingewandert und erinnert sich nun an die emotional aufgeheizte Zeit der Schwarzenbach-Initiative gegen die angebliche »Überfremdung« der Schweiz, die am 16. Juni 1970 mit nur 54 Prozent Nein-Stimmen abgelehnt worden war. »James Schwarzenbach wollte die Italiener dezimieren.«

Die meisterlich komponierte Erzählung bietet Skizzen und Szenen, die das Leben einer Immigrantenfamilie in den grauen siebziger Jahren vor Augen führen, die Schilderung einer unglücklichen, ebenfalls vom Überfremdungsgerede überformten Jugendliebe inklusive. Über die Mutter heißt es, sie habe nur nicht auffallen wollen: »Die Schweiz sollte gar nicht merken, dass sie da war.« Was aber ebenso wenig half gegen die weitverbreitete »Italiener raus!«-Mentalität wie die Gigolo-Posen des Vaters oder das rebellische Aufbegehren des Sohnes. Der Angelo von heute fragt sich mit Recht, weshalb er sich in seinen schönsten Jahren ausgerechnet »mit Knoblauch und Mais in meinem Pult«, mit körperlichen Attacken, verbalen Beleidigungen, Lokalverboten, Scham- und Schuldgefühlen beschäftigen musste. »Wir leben wie in einem Katalog der Angst.« Francesco Micieli glückt eine ästhetisch elegante, lebenskluge und melancholische Reflexion über Nähe und Fremde, Heimat und Identität. In ständigem Gespräch mit Gotthelf, natürlich. ■■■■